

Jens Soentgen

# Ökologie der Angst



Matthes & Seitz Berlin

## Inhalt

Eine Ökologie der Subjekte	7
Die Angst als Innenseite des Anthropozäns	25
Tiere empfinden	36
Tiere verstehen	42
Der Begriff Angst	53
Ökologie der Angst	63
Die Angst der Tiere vor den Menschen	73
Die Unerschrockenen	96
Die Angst der Menschen vor den Tieren	100
Versöhnung	109
Dank	139
Anmerkungen	141
Literatur	149

## Die Angst als Innenseite des Anthropozäns

Angst ist ein subjektiver Zustand; und dazu einer, den nicht nur wir, sondern den viele, vielleicht alle Tiere kennen. Sie mobilisiert letzte Reserven, sei es für die Flucht, sei es für den Kampf. Ohne die vorauslaufende Sorge, eine verdünnte Form der Angst, wäre die Wachsamkeit der Tiere nicht so rege. Explosiv kann sich Angst entfalten, bisweilen aus dem Nichts heraus, ehe man auch nur begriffen hat, dass man flieht, rennt man bereits. Weil die Bedrohung, auf die die Angst reagiert, plötzlich und ganz unvermittelt auftauchen kann, ist die Angst im Untergrund immer wach. Hunger, Durst und sexuelle Begierde, die ebenfalls zentrale Triebe sind, sind Bedürfnisse, die ein Lebewesen, wenn nötig, eine Zeitlang aufschieben kann.<sup>20</sup> Nicht aber die Angst.

Angst ist mit Gefahr verbunden. Lebewesen ängstigen sich, weil sie bedroht werden. Auf Bedrohung müssen sie reagieren – sei es, indem sie sich bereit machen zum Kampf, sei es, indem sie sich still ducken, oder sei es, indem sie mit aller Kraft losrennen, losfliegen, wegschwimmen oder

krabbeln. Egal was, es muss sofort geschehen. Abwarten ist verhängnisvoll. Auch deshalb ist die Angst eine den ganzen Leib alarmierende Regung. Sie ist nicht nur, wie die Existenzphilosophie gezeigt hat, ein anthropologisches Phänomen, sie ist auch, wie zuerst der Zoologe Heini Hediger in seinen Studien herausgearbeitet hat, wie aber auch der Philosoph Hans Jonas betont hat, ein biologisches Urphänomen.

Angst hat weitgehende Auswirkungen, weil Gefahren in der Fantasie vorweggenommen werden können, oder bisweilen durch die Fantasie überhaupt erst erschaffen werden. Tiere können vielleicht nicht ihren Tod vorhersehen, wissen vielleicht nicht um die Tatsache, dass sie sterben müssen. Aber sie wissen, dass sie vor tödlichen Gefahren, insbesondere vor ihren Feinden, fliehen müssen, und dass sie auch dann, wenn gerade kein Feind in Sicht ist, wachsam zu sein haben. Deshalb formt die Angst nicht nur den Ausnahmezustand der Flucht, sondern auch den Alltag, gliedert die Zeit und den Raum wie ein transzendentes Apriori. Sie legt nahe, bestimmte Orte zu bestimmten Zeiten zu meiden, wie auch Menschen, die in einer Großstadt leben, zu bestimmten Zeiten nicht in bestimmte Gegenden gehen, etwa weil sie fürchten, überfallen zu werden. Tiere, die vor ihren Feinden auf der Hut sind, verhalten sich ähnlich. Sie wagen sich

nur zu bestimmten Zeiten und an bestimmten Orten aus dem für sicher gehaltenen Versteck: »In der Tat ist das freilebende Wildtier dauernd damit beschäftigt, sich vor Feinden in acht zu nehmen, die immer und überall drohen können.«<sup>21</sup> Die Sorge ist die Hauptbeschäftigung des Tieres und wird selbst während des Schlafes nie ganz unterbrochen.<sup>22</sup> Sie bestimmt den Alltag der Tiere, ihr Verhalten bei der Nahrungssuche, ihre Fortpflanzungsaktivitäten usw.<sup>23</sup> Zugleich ist sie bestimmender Faktor im Verhalten der Wildtiere gegenüber dem Menschen.

Unsere Zeit wird als Anthropozän bezeichnet; weil Menschen sogar in geologischem Maßstab wichtige Agenten auf der Erde sind. Sie bewegen heute ebenso viel Gestein und Erdreich wie das Wasser<sup>24</sup>, verbreiten Radionuklide und chemische Verbindungen über die Oberfläche der Erde, Substanzen die es in der Natur niemals gab. Menschen bewirken gegenwärtig dramatische biologische und ökologische Transformationen, die sich manifestieren nicht nur in der Vermüllung der Meere und Gewässer mit Plastik und mit zahlreichen synthetischen, vielfach biologisch aktiven Substanzen (Stickstoffverbindungen, Phosphorverbindungen usw.), nicht nur im Anstieg klimarelevanter Spurengase in der Atmosphäre, sondern auch in der gezielten Vernichtung von Ökosystemen und im globalen

Artensterben, dem Aussterben großer Gruppen von Organismen aufgrund menschlicher Aktivitäten. Mehr als 55 Prozent der gesamten eisfreien Landfläche wurde von Menschen mehr oder weniger radikal transformiert<sup>25</sup>, durch Nutzung für Forste, Ackerbau, Wasserkraftgewinnung usw. Der durch den Menschen verursachte Artenschwund ist nach Ansicht von Biologen nur noch vergleichbar mit jenem sogenannten Faunenschnitt vor 65 Millionen Jahren, als ein Meteorit in der Nähe von Yukatan auf die Erde prallte und das damalige Leben, einschließlich der Dinosaurier, zu großen Teilen vernichtete. Heute sind, so die neuesten Schätzungen, 23 Prozent aller Säugetiere, 12 Prozent aller Vögel, 25 Prozent aller Nadelbäume und 32 Prozent aller Amphibien akut von der Auslöschung bedroht. Seit Beginn der industriellen Fischerei sind die Fischpopulationen um 90 Prozent zurückgegangen. Bei den Insekten ist die Schätzung aufgrund der Vielzahl der Arten – allein in Deutschland gibt es etwa 50.000 Arten – deutlich schwieriger. Hier kennen wir vielfach nur lokale Studien. Aber auch diese weisen in dieselbe Richtung. So sind zwischen 1972 und 2012 von den im Moseltal vorkommenden Magerrasen-Schmetterlingsarten 40 der ursprünglich 70 Falterarten verschwunden, nur drei kamen hinzu.<sup>26</sup>

Auch die Zahl der Nutztiere zeigt, wie rück-

sichtslos die künstlichen Biotope des Menschen auf Kosten der natürlichen Welt gewachsen sind: 1,5 Milliarden Rinder und Büffel grasen weltweit und mehr als 1,7 Milliarden Ziegen und Schafe. Das Gewicht der menschlichen Nutztiere übertrifft inzwischen das Gesamtgewicht *aller* wildlebenden Säugetiere um das zwanzigfache.<sup>27</sup> Der Mensch ist das herrschende Tier auf diesem Planeten<sup>28</sup> und der zentrale Feind der meisten Organismen. Genau dieser ökologische Sachverhalt, und weniger die geologische Epochen-grenze ist es, worauf der Begriff des Anthropozäns hinweist.

Aber das durch Statistik belegbare Töten und Ausrotten ist nur der sichtbarste Effekt, den ein Feind auf diejenigen Lebewesen hat, die er bedroht. Ein Feind erzeugt auch Angst und zwar umso mehr Angst, je übermächtiger er ist. Angst ist ein ökologisch folgenreicher innerer Zustand. Der gesamte Alltag kann von Angst geprägt werden, die Wege verändern sich, der Schlaf, die Ernährung, die Fortpflanzung. Wenn für eine sehr große Zahl, vielleicht sogar für die meisten der wildlebenden Wirbeltiere die Menschen der wichtigste Feind sind, und wenn Tiere Emotionen haben, dann ist die chronische, nicht nur gelegentliche Angst vor den Menschen eine wesentliche, wahrscheinlich die bestimmende Emotion. Diese Einsicht formulierte der Tier-

psychologe Heini Hediger erstmals in den 1930er Jahren: »Da mit wenigen Ausnahmen (z. B. Vampire, Piranhas, gewisse Haie) alle höheren wildlebenden Tiere die Tendenz haben, sich vor dem Menschen zurückzuziehen, d. h. bei seiner Annäherung vor ihm zu flüchten, so ist die Flucht diejenige Lebensäußerung, welche der Mensch am allerehesten zu beobachten Gelegenheit findet.«<sup>29</sup> Und weiter: »Sehr oft wird die Raubtierrolle vom Menschen gespielt. Es gibt [...] wohl kaum eine Tierart, die nicht – oft seit Jahrhunderten oder Jahrtausenden – von ihm verfolgt würde. Man darf daher sagen, daß der Mensch mit seiner weltweiten Verbreitung und seinen fernwirkenden Waffen sozusagen als Universalfeind im Brennpunkt der tierlichen Fluchtreaktionen steht.«<sup>30</sup>

Die Angst der Tiere vor den Menschen ist die Innenseite des Anthropozäns. Diese Angst hat eine ganze Kaskade von Effekten. Tiere, die sich fürchten, essen weniger, sie bringen weniger Junge zur Welt.<sup>31</sup> Und: Tiere, die sich fürchten, zeigen sich nicht. Sie verlegen ihre Aktivitäten vom Tag in die Nacht und meiden in ihrem Habitat alle Orte, an denen sie Gefahr laufen, dem Furchtbaren zu begegnen, das sie ängstigt. So hat die Angst eine Vielzahl von sekundären ökologischen Auswirkungen.

Die Angst vertieft die Entfremdung zwischen

Mensch und Natur, weil sie dazu führt, dass Begegnungen zwischen Wildtieren und Menschen selten und monoton werden. Die Angst als Ausgangspunkt dieser Überlegungen führt deshalb auch zu einer neuen Perspektive auf naturpolitische Handlungsfelder.

Mein Ziel ist es, das Phänomen der Angst der Wildtiere vor dem Menschen als Kennzeichen des Anthropozäns herauszuarbeiten und einige Handlungsoptionen aufzuzeigen. Von einem Phänomen spreche ich, weil darin etwas Überraschendes liegt. Anders als wir meinen ist es nämlich nicht selbstverständlich, dass Tiere panische Angst vor uns haben und davon rasen, fliegen oder kriechen, sobald sie uns auch nur von fern sehen.

Die Angst der Tiere vor den Menschen ist kein Naturgesetz; die Tiere sind gegenüber dem Menschen nicht von Natur aus scheu. Ihre Furcht ist erlernt und wird als erlernte an die nächste Generation weitergegeben. Dafür gibt es eine Reihe von Indizien. Im Zeitalter der Entdeckungen wurden zahlreiche Inseln von Europäern angesteuert, deren Tierwelt keinerlei Scheu vor Menschen zeigte. Der Amerikanist Georg Friederici hat in alten Reiseschilderungen zahlreiche Beschreibungen angstfreier Tiere gesammelt – von Columbus auf den neu entdeckten Inseln Alto Velo und Beata bis Vespucci und

dem brasilianischen Archipel Fernando de Noronha.<sup>32</sup> Die Tatsache, dass die Vögel vieler neuentdeckter Inseln so sorglos waren, dass die hungrigen Seeleute nur die Hand nach ihnen ausstrecken mussten, um sie zu fangen, ist allgemein bekannt. Doch nahezu alle Tierarten jener Inseln waren, da sie die Menschen nicht kannten, zu ihrem eigenen Schaden völlig unbesorgt, wie Friederici an vielen Beispielen herausgearbeitet hat: »Selbst die Fische der Bermudas«, schreibt er, »waren wie die Fische im Märchen so zahm, daß sie sich mit der Hand fangen oder mit einem Stock erschlagen ließen«.<sup>33</sup> Er fügt hinzu, dass sich ähnliches während der *Conquista* auch auf dem Festland zeigte, »als die Kaninchen und Präriehunde die ihnen bisher unbekanntem Pferde nicht vom ungefährlichen Bison zu unterscheiden vermochten, und die Hirsche Mittelamerikas und der Llanos von Venezuela eben diese Pferde für ihresgleichen hielten, und sie alle daher eine leichte Beute der berittenen Spanier wurden.«<sup>34</sup>

Auch bei den Entdeckungsreisen des späten 19. und frühen 20. Jahrhunderts zeigte sich immer wieder ein ähnliches Bild; insbesondere Nordlandfahrer erzählten davon, aber auch Afrika-reisende. In *Brehms Thierleben* findet man zahlreiche Schilderungen dieser Art. Auch Charles Darwin geht mehrfach auf den merkwürdigen

Kontrast im Verhalten der Tiere ein, das er von England aus gewohnt war, wo sogar Vögel die Menschen fürchteten, und dem zutraulichen Verhalten von Tieren in jenen entlegenen Gegenden, die er auf der Reise mit der HMS Beagle kennenlernte.<sup>35</sup>

Der Großwildjäger und Naturschützer Carl Georg Schillings schreibt zu Beginn des 20. Jahrhunderts blumig: »Ich halte die Mythe vom Paradiese und der ehemals herrschenden Eintracht unter seiner Tierwelt nicht für unwahr. Was die glaubwürdigsten Männer aus den hochpolaren Gegenden unserer Erde erzählen, daß sie dort die ausnehmend klugen Seelöwen und Robben, Rentiere [sic!] und Vögel antrafen, die nicht einen Zoll vor dem Menschen zurückweichend, keine Spur von Angst bezeigten, hat vor der beginnenden Suprematie des *homo sapiens* für unsern gesamten Planeten gegolten. Was jene Männer in den menschenleeren polaren Wüsten geschaut, habe ich in den Wüsten des in seiner blendenden Lichtfülle zu Unrecht mit dem Namen des schwarzen Kontinents bezeichneten Erdteiles noch heutigen Tages oftmals beobachten dürfen. In der Gemeinschaft einer einzigen ungeheuren Herde drängten sich Fried- und Raubtiere zu gewissen Zeiten in den Steppengegenden zusammen.«<sup>36</sup> Es ist wohl kein Zufall, dass bei Schillings das Wort Paradies auftaucht,

oder bei Friederici der Begriff Märchen. Die Visionen einer friedlichen, angstfreien Koexistenz, die sie entwerfen, sind Sehnsuchtsbilder. Vielleicht rühren sie auch an alte Erinnerungen?

Wie viele andere Afrikareisende weist auch Schillings darauf hin, dass durch die Einführung europäischer Schusswaffen eine neue Situation entstehe: »Hat der Eingeborene Schußwaffen, so vermag er bei seiner großen Geduld Wild jeder Art ohne Gefahr für ihn selbst auf dem Anstand zu erlegen; er vermag die sonst von ihm gefürchteten Elefanten und Nashörner anzugreifen, und vor allen Dingen als Jäger in den Dienst europäischer und indischer Händler zu treten, die ihn beauftragen, um der Häute willen Tiere für sie zu erlegen.«<sup>37</sup>

Erst durch die Ausbreitung europäischer Feuerwaffen im Zuge des europäischen Kolonialismus im 18. und 19. Jahrhundert, und nicht einfach durch die von Schillings abstrakt beschworene »Suprematie des *homo sapiens*«, entstand eine neue Geografie der Angst, die sich messbar in deutlich vergrößerten Fluchtdistanzen manifestierte. Der britische General und Jäger Burton fasst seine Erfahrungen ähnlich zusammen: »Meine eigene Erfahrung in Indien hat mich gelehrt, dass man dort leicht an wilde Tiere herankommt, wo diese nicht viel gejagt wurden.«<sup>38</sup> Und umgekehrt: »Es ist bemerkens-

wert, dass Tiere, die viel gejagt werden, bald wild und scheu werden.«<sup>39</sup>

Diese Beispiele zeigen, dass es ein Zusammenleben von Menschen und Tieren, das nicht durch chronische Angst auf Seiten der Tiere geprägt ist, geben kann. Solche Formen des Zusammenlebens gab es schon einmal und sie können unter veränderten Voraussetzungen auch wieder gepflegt werden.

Erste Auflage Berlin 2018

Copyright © 2018

MSB Matthes & Seitz Berlin Verlagsgesellschaft mbH

Göhrener Str. 7 | 10437 Berlin

[info@matthes-seitz-berlin.de](mailto:info@matthes-seitz-berlin.de)

Alle Rechte vorbehalten.

Satz: psb, Berlin

Druck und Bindung: Art Druk, Szczecin

Umschlaggestaltung nach einer Idee

von Pierre Faucheux

ISBN 978-3-95757-552-4

[www.matthes-seitz-berlin.de](http://www.matthes-seitz-berlin.de)